

Péter Maitz

Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik¹

1 „Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen?“

Unter diesem Titel erschien 2002 in der *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* ein Aufsatz, mit dem Jochen A. Bär eine Diskussion über die Möglichkeit bzw. Vertretbarkeit von sprachpflegerischen Aktivitäten innerhalb der Linguistik zu starten versuchte. Bärs Versuch blieb damals eher erfolglos.² Die Diskussion um das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachpflege hat dennoch bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Zum Nachdenken über diese linguistische Grundsatzfrage zwingen u.a. auch die neuerlichen Forderungen von laienlinguistischer Seite, Sprachpflege zu einer der Hauptaufgaben der Sprachwissenschaft zu erheben, wenn diese sich nicht in die Bedeutungs- bzw. Belanglosigkeit manövrieren wolle (vgl. Roggausch 2007 und 2009).

In diesem Beitrag soll daher die Grundsatzfrage noch einmal aufgegriffen und die Diskussion um zwei weitere Aspekte erweitert werden, die in der linguistischen Auseinandersetzung mit Sprachpflege in Deutschland bisher keine oder nur eine marginale Rolle spielten, die aber den Verfasser dazu bringen, Sprachpflege eindeutig *nicht* als Aufgabe der Sprachwissenschaft aufzufassen. Diese sind zum ersten der Aspekt der Tradierung sprachlicher Mythen und zum zweiten die Diskriminierung von breiten Sprechergruppen, die die Sprachpflege, so wie sie seit Jahrhunderten praktiziert wird, faktisch nach sich zieht. Mit dem letztgenannten Aspekt soll auch versucht werden, eine soziolinguistische Perspektive in die Diskussion zu bringen, d.h. darauf aufmerksam zu machen, dass Sprachpflege (auch) ein genuin soziolinguistisches Problem darstellt.

Vorausgeschickt werden muss schließlich, dass die Frage nach der Daseinsberechtigung der Sprachpflege hier *nicht* gleichgesetzt wird mit der Frage, ob sprachlenkende³ Aktivitäten seitens der Linguistik legitim seien.

1 Für wertvolle Hinweise und Kommentare danke ich Stephan Elspaß, Werner König und Vít Dovalil.

2 Auf die Antwortschrift „Darf man wirklich?“ von Wolf Peter Klein (2002) und eine Replik Bärs (2003) folgten, wenn ich recht sehe, keine weiteren Beiträge.

3 Den Begriff ‚Sprachlenkung‘ verwende ich als Oberbegriff für sämtliche eingreifende Tätigkeiten, deren Ziel in der Veränderung des Sprachgebrauchs und/oder des Systems von Sprachvarietäten und/oder in der Konstruktion und/oder Verbreitung von Varietäten besteht.

Dass sich die Linguistik – etwa im Rahmen der Sprachenpolitik, der Sprachplanung oder der (kritischen) Diskursanalyse – an der Lösung von sprachlich bedingten sozialen Problemen und Konflikten beteiligen muss, wird hier als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. Im Folgenden wird es also nicht um die generelle Frage gehen, ob man sich als Linguist⁴ mit der Sprache wertend, lenkend und kritisch auseinandersetzen darf. Vielmehr wird speziell der Frage nachgegangen, warum man (auch) als Linguist Sprachpflege nicht betreiben darf.

2 Problemstellung

Variation und Wandel sind zwei essentielle funktionelle Eigenschaften natürlicher menschlicher Sprachen. Es sind auch gerade diese zwei Eigenschaften, die bereits seit Jahrhunderten den zentralen Gegenstand laienlinguistischer Sprachreflexion bilden. Schaut man sich die Produkte dieser Reflexion aber etwas näher an, so stellt man rasch fest, dass sie im Allgemeinen – und dabei die Wahrnehmung und Bewertung von Sprachvariation und Sprachwandel im Besonderen – (auch) innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft nach wie vor sehr stark vom Sprachverfallsmythos geprägt sind. Nach einer repräsentativen Allensbach-Umfrage sollen auch heute 65% der Deutschen der Meinung sein, dass die deutsche Sprache immer mehr verkomme (vgl. Hoberg/Eichhoff-Cyrus/Schulz (Hgg.) 2008, zit. nach Hoberg 2009, 25ff.).

Dieser Sprachverfallsmythos wurzelt bekanntlich in einer, wie wir heute wissen, wissenschaftlich unhaltbaren organologisch-biologistischen Sprachvorstellung, die sich am prägnantesten in der konzeptuellen Metapher *SPRACHE IST EIN ORGANISMUS* bzw. den unzähligen daraus ableitbaren metaphorischen Ausdrücken niederschlägt. Diese Metapher spielt bereits seit mehreren Jahrhunderten eine konstitutive Rolle in öffentlichen Metasprachdiskursen: Im sprachpatriotischen Diskurs des 17. Jahrhunderts ist sie genauso systematisch nachweisbar wie im Sprachnationalismus des 18. und 19. Jahrhunderts (vgl. Stukenbrock 2005), und in ähnlicher Weise prägt sie auch die Sprachauffassung von Sprachratgebern und Stillehren in den verschiedensten politischen Systemen des 20. Jahrhunderts (vgl. Law 2007). Dieser konzeptuellen Metapher haben wir schließlich auch die Idee und die Institution der Sprachpflege zu verdanken: Sollte nämlich Sprache tatsächlich ein Organismus sein, so kann sie ja auch krank werden, verfallen oder gar sterben, wenn sie nicht ständig und gebührend gepflegt wird.

4 Aus platzökonomischen Gründen verwende ich im Folgenden bei Bezeichnungen für Personen nur das generische Maskulinum.

In Bezug auf den Sinn und den sozialen Nutzen unserer Forschungstätigkeit müsste es uns Linguisten – wie auch Didaktikern – einiges zu denken geben, dass sich diese Sichtweise nach wie vor in breiten Kreisen der Öffentlichkeit hält und Sprachpflege von vielen linguistischen Laien als eine, wenn nicht gar *die* zentrale Aufgabe der Sprachwissenschaft angesehen wird (vgl. etwa Roggausch 2007, 529), obwohl die Gegenstandsunangemessenheit der besagten organologischen Sprachauffassung von der linguistischen Forschung längst nachgewiesen und diese Sichtweise dementsprechend der Wissenschaftsgeschichte überlassen wurde. Gewiss: Sprachen können ‚sterben‘ und zahlreiche Sprachen der Welt sind tatsächlich auch heute vom ‚Aussterben‘ bedroht. Nach einschlägigen Schätzungen (vgl. Krauss 1992) dürften bis Ende des 21. Jahrhunderts sogar bis zur Hälfte der heute gesprochenen etwa 6.800 (Grimes 2000) Sprachen der Welt von der linguistischen Landkarte verschwinden. Doch der ‚Sprachtod‘, von dem hier die Rede ist, tritt durch den Tod der letzten Sprecher einer Sprachgemeinschaft ein und hat insofern nichts mit Sprachverfall zu tun. Die internationale linguistische Fachliteratur kennt keinen einzigen Fall, in dem der ‚Tod‘ einer Sprache als Ergebnis irgendeines als Sprachverfall interpretierbaren Prozesses eingetreten wäre. Vielmehr ‚sterben‘ viele Sprachen und ihre Varietäten infolge sprachlicher Diskriminierung, d.h. als Ergebnis linguizistischer⁵ Praktiken, aus, unter denen gerade die Sprachpflege als institutionalisierte Form sprachlicher Stigmatisierung eine prominente Rolle einnimmt. Diese These, die im Folgenden begründet werden soll, bezieht sich hier speziell auf die deutschen Verhältnisse, d.h. auf die in Deutschland traditionell unter ‚Sprachpflege‘ firmierenden normativen Tätigkeiten.⁶ Diese Tätigkeiten sind, wenn auch ohne Absicht, maßgeblich für den Rückgang der sprachlichen Vielfalt des Deutschen im Allgemeinen und der deutschen Dialekte im Besonderen mitverantwortlich.

Im Abschnitt 3 dieses Beitrags soll zunächst einiges zur allgemeinen Beschaffenheit von sprachlichen Mythen gesagt werden. Im Anschluss daran wird einigen der wichtigsten und folgenreichsten, dennoch am seltensten

5 Unter dem Begriff des ‚Linguizismus‘ werden Ideologien und Strukturen verstanden, die zur Legitimierung, Produktion und Reproduktion von ungleicher (materieller und/oder nichtmaterieller) Macht- und Ressourcenverteilung zwischen sprachlich definierten Gruppen eingesetzt werden. Vgl. Skutnabb-Kangas 1988, 13, sowie Skutnabb-Kangas/Phillipson 1989.

6 Unter dem Begriff der ‚Sprachpflege‘ (‚language cultivation‘) wird, wie die Beiträge in Sándor 2001 zeigen, in verschiedenen Ländern Verschiedenes verstanden. Die Ziele und Ideale der ungarischen Sprachpflege sind z.B. denen der deutschen sehr ähnlich. Eine solche Tätigkeit hingegen würden in Norwegen, dem sprachlich wohl tolerantesten Land Europas, nicht nur Linguisten, sondern auch linguistische Laien für absurd halten. In Schweden wiederum wird unter ‚Sprachpflege‘ heute vorwiegend linguistische Öffentlichkeitsarbeit und die terminologische Modernisierung des Schwedischen verstanden.

hinterfragten sprachlichen Mythen auf den Grund gegangen, auf denen die Idee bzw. die Sprachauffassung der Sprachpflege aufbaut und die sie – wenn auch oft nur latent, in Form von Werturteilen, Anweisungen, Empfehlungen etc. – nunmehr seit Jahrhunderten verbreitet. In Abschnitt 4 wird anschließend begründet, inwiefern Sprachpflege eine wichtige Instanz sprachlicher Diskriminierung darstellt, auf welche Weise sie die Entstehung und Aufrechterhaltung sprachlich bedingter sozialer Ungleichheit fördert. In Abschnitt 5 wird schließlich für einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel in sprachlenkenden Aktivitäten: für Sprachmanagement statt Sprachpflege plädiert.

Einige der wichtigsten Kernaussagen in den folgenden Analysen werden an Bastian Sicks Fortsetzungswerk *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* exemplifiziert (Sick 2004, 2005, 2006). Damit soll dem Autor dieses Unterhaltungswerks jedoch nicht unterstellt werden, dass er es in primär sprachpflegerischer Absicht verfasst hat. Schon gar nicht soll Sick zugetraut werden, dass er mit seinen Kolumnen und Büchern etwas Neues bietet. Vielmehr steht er in einer langen Tradition – oder besser: auf dem Trittbrett – präskriptiver Schriften zum ‚guten‘ Sprachgebrauch. Er ist nur ein derzeit prominenter Fall, und in der Diskussion um Sick ist von seinen Verteidigern gerade das vermeintlich sprachpflegerische Potential seiner Bücher ins Feld geführt worden (vgl. Hammer 2007, Roggausch 2007 und 2009).

3 Sprachpflege als Mythenwerkstatt

Das fundamentale Problem der Sprachpflege besteht darin, dass sie ihre – von linguistischen Laien nicht hinterfragte bzw. in Frage gestellte – Legitimität einer Reihe von weit verbreiteten und ebenfalls nicht hinterfragten sprachlichen Mythen verdankt. Doch die unreflektierte Akzeptanz dieser Mythen – außerhalb der Linguistik und der (Sprach)Philosophie – verwundert insofern nicht, als sie sich aus der Natur von sprachlichen Mythen notwendigerweise ergibt. Sprachliche Mythen, wie auch Mythen im allgemeinen, sind nämlich dadurch gekennzeichnet, dass sie tief in die Kultur einer Gesellschaft eingebettet sind und insofern Bestandteile unseres kulturellen Wissens darstellen (vgl. Bauer/Trudgill 1998, xvif.). Sie verkörpern tradierte, für die jeweilige Kultur konstitutive Überzeugungen, die von den Trägern dieser Kultur allgemein anerkannt und akzeptiert werden. Zu ihren Eigenschaften gehört es, dass sie nicht auf rationaler Erkenntnis basieren, sondern vielmehr tradierte Glaubensinhalte darstellen; sie sind ausgesprochen dogmatischer Natur und lassen sich am ehesten als verbindliche, normative Glaubensaussagen über Sprache charakterisieren, die für die meisten Menschen deshalb auch keiner rationalen Begründung bedür-

fen. So ‚wissen‘ z.B. in Deutschland die meisten Menschen, und zwar durchaus auch solche, die evtl. noch nie vorher selbst in Hannover waren oder einen Hannoveraner sprechen gehört haben, dass das beste Hochdeutsch in dieser Gegend gesprochen wird.⁷ Wie (auch) dieser Mythos dann als allgemein bekannte, offensichtliche Tatsache präsentiert – und zugleich als Argument für die Überlegenheit des deutschsprachigen Nordens gegenüber dem Süden instrumentalisiert – werden kann, zeigt folgendes Zitat aus einem Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung*:

(1) Mit welchem Recht nimmt sich die *Süddeutsche Zeitung* die Arroganz heraus, in Sachen Expo von „diesem bizarren Freizeitpark, den man da irgendwo in der norddeutschen Tiefebene aus dem Boden gestampft hat“, zu schreiben und Hannover als einen Ort der Seelenqual zu bezeichnen. [...] Man sollte dort, wo Sie leben, den Menschen erst mal Hochdeutsch beibringen; **denn bekanntlich wird in und um Hannover das beste Hochdeutsch gesprochen.** (SZ, 17./18. Juni 2000; Hervorhebung von mir – P.M.)

Da solche und ähnliche Mythen feste Bestandteile, ja sogar Eckpfeiler der Sprachkultur einer Gesellschaft bilden, wird ihre Infragestellung häufig als destruktiver Angriff gegen den herrschenden Status quo bzw. dessen Legitimation wahrgenommen und ruft als Abwehrreaktion starre und vehemente Ablehnung hervor. Diese Reaktion resultiert nicht zuletzt auch aus dem Umstand, dass sprachliche Mythen vielfältige emotionale, soziale, kognitive u.a. Bedürfnisse der Menschen befriedigen – etwa indem sie Ängste zu überwinden helfen, Identitäten stiften oder stabilisieren, etablierte soziale oder sprachliche Praktiken legitimieren oder eben als Orientierungshilfen fungieren (vgl. Lanstyák 2007, 155). Wie tief die meisten dieser sprachlichen Mythen in der Gesellschaft verankert sind und wie schwierig es wegen ihres Glaubenscharakters ist, sie durch rationale Argumente zu erschüttern, zeigen u.a. auch die Reaktionen von linguistischen Laien auf die sprachwissenschaftliche Kritik an Bastian Sicks – von einer ganzen Reihe von sprachlichen Mythen behafteten – Kolumnensammlungen. Diese Reaktionen gehen nicht selten so weit, dass dabei Sprachexperten von Laien belehrt oder gar zurechtgewiesen werden. In diesem Zusammenhang sei z.B. auf Inhalt und Ton der Leserbriefe verwiesen, die auf Peter Eisenbergs einschlägigen Beitrag im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* (Eisenberg 2006) folgten (vgl. dazu auch Eisenberg 2008, 63), oder auch auf die dogmatische und unerschütterliche Position, die in einer vor kurzem in den Heften der *Info DaF* stattgefundenen Diskussion über die linguistische und soziale Vertretbarkeit der Zwiebfisch-Kolumnen von einem von deren Verfechtern wiederholt vertreten wurde (Roggasch 2007,

7 Zum Hintergrund der Entstehung dieses Mythos vgl. König 2008.

2009). Um sich der Brisanz dieser Situation bewusst zu werden, möge man sich den analogen Fall vorstellen, in der *Süddeutschen Zeitung* oder gar in einer physikalischen Fachzeitschrift würden fachexterne Laien die Physiker über den Unsinn ihres heliozentrischen Weltbildes belehren.

Der fundamentalste und zugleich folgenreichste Mythos, der von Sprachpflegern (zumindest implizit) vertreten und verbreitet wird, besagt nichts anderes, als dass es die ‚ideale Sprache‘ überhaupt gibt – zumindest aber geben kann. Und wenn es sie augenblicklich evtl. nicht gibt, dann nur deswegen, weil die Sprache von ihren Sprechern nicht angemessen verwendet und gebührend gepflegt wird. Diesem Mythos liegt eine platonistische Grundeinstellung zugrunde: Sprache wird hier zu einer vom Menschen unabhängig existierenden Größe hypostasiert. Es werden ihr aufgrund bestimmter weiterer Mythen (vgl. dazu weiter unten) gewisse *a priori*-Eigenschaften zugeschrieben, die jedoch in verschiedenen Kulturen bzw. verschiedenen historischen Epochen recht unterschiedlich ausfallen können. Bekannt ist zum Beispiel, dass die Dialekte als regionale bzw. Unterschichtsvarietäten im 17. und 18. Jahrhundert noch weitgehend verachtet wurden (vgl. von Polenz 1994, 225ff.), während sie mit dem aufkommenden Sprachnationalismus des 19. Jahrhunderts, unter Einfluss von Sturm und Drang, Romantik und Historismus, als ‚unverdorbene‘, ‚rein gebliebene‘ Sprachformen aufgewertet und geradezu als sprachliche Ideale hingestellt wurden (vgl. Kirkness 1984, 294; von Polenz 1999, 266).

Aus dem oben genannten Umstand, dass sprachliche Mythen in aller Regel nicht hinterfragt und von den allermeisten Menschen als eine Art Axiom akzeptiert werden, ergibt sich auch die keineswegs seltene Situation, dass innerhalb ein und derselben Kultur und Gesellschaft einander strikt widersprechende Mythen koexistieren können – so u.a. gerade in Bezug auf die Beschaffenheit der ‚idealen Sprache‘. Es ist zum Beispiel auch – aber keineswegs nur – bei Sprachpflegern und Sprachrettern in Deutschland immer wieder zu beobachten, dass sie einerseits ihre Begeisterung für die ‚natürlich gewachsenen‘, ‚rein gebliebenen‘, ‚unverdorbenen‘ (etc.) Dialekte bekunden, andererseits aber ‚gutes Deutsch‘ mit ‚Hochdeutsch‘ gleichsetzen und die Normen der geschriebenen Standardsprache für den universellen Maßstab zur Bewertung von sprachlichen Erscheinungen jeglicher Art und jeglicher Varietät halten. Letzteres hat natürlich zur Folge, dass alles, was zwar kollektiv und regelhaft verwendet wird, den kodifizierten (geschriebenen) Standardnormen aber nicht entspricht, letztlich doch als problematisch angesehen und beanstandet werden muss. Genau dies tut u.a. auch Bastian Sick, der in seinen expliziten Stellungnahmen zwar immer wieder eine positive Einstellung zur regionalen Vielfalt des Deutschen und ganz besonders zu den Dialekten offen legt, sich aber bei seinen Urteilen und Wertungen zumeist ohne Bedenken und ohne Rücksicht auf Medium, Kon-

text und Varietätenzugehörigkeit der jeweiligen Äußerung auf den Duden, d.h. auf das Regelwerk der kodifizierten Standardnormen stützt (vgl. Schneider 2009, 24ff.). Dieser Widerspruch, soweit ihn Sprachpfleger überhaupt erkennen, wird auf unterschiedliche Weise aufzulösen versucht. Entweder dadurch, dass diatopisch markierte Strukturen, z.B. dialektale, oft aber auch (regionale) Standardvarianten an sich zwar für nicht falsch, aber – warum auch immer – für unangemessen, etwa für „zweite Wahl“ (Sick 2004, 157) erklärt werden. Oder dadurch, dass man – um linguistische Laien noch weiter zu verunsichern – quantifizierende Ausdrücke verwendet und bestimmte für Nonstandard gehaltene Sprachgebrauchsweisen für ‚nicht grundsätzlich falsch‘, ‚nicht vorbehaltlos empfehlenswert‘ o.ä. erklärt, selbst wenn solche ‚quantifizierenden Qualifizierungen‘ oft in linguistischen oder gar logischen Nonsens münden. Ein Beispiel dafür ist Sicks Kommentar zu von ihm selbst beobachteten Äußerungen von Müttern zu ihren Kleinkindern wie *Am Sonntag gehen wir alle wieder schön bei der Oma. oder Komm bei Mutti!*:

(2) Das Verwirrende an diesen »Bei«-Spielen ist, dass Fügungen wie »bei Mutti« oder »bei der Oma« nicht grundsätzlich der Standardgrammatik widersprechen. (Sick 2006, 51).

Die orthodoxe Standardorientierung stellt allerdings bei weitem nicht das einzige Problem von sprachpflegerischen Bemühungen dar. Genauso problematisch ist es, dass Sprachpfleger seit jeher auch mit vagen, oft sogar strikt sinnlosen und undeutbaren Qualifizierungen arbeiten, die jeder objektiven und nachvollziehbaren Grundlage entbehren. Gerade deshalb sind diese auch am ehesten geeignet, Sprachbenutzer noch weiter zu verunsichern und zu desorientieren. So dürfte kaum jemandem geholfen sein, wenn als Begründung für die Unempfehlbarkeit einer Konstruktion angegeben wird, sie sei „sperrig und hölzern“ oder eben „holprig“ (Sick 2004, 89 und 158). Und ähnlich verhält es sich auch mit den letztlich rein subjektiven, nie und nirgendwo definierten ästhetischen Bewertungskriterien, unter denen der Klang bzw. Wohlklang der Wörter am häufigsten genannt wird (vgl. etwa Sick 2004, 84).

In anderen Fällen sind die Kriterien der Bewertung schon einleuchtender – dafür aber liegt ihnen ein ganzes Geflecht von sprachlichen Mythen zugrunde. Diese Kriterien sind vor allem und in den meisten Fällen (a) logische, (b) sprachhistorische und (c) moralische. Und es sind die auf diesen Kriterien beruhenden Qualifizierungen, die jede sprachpflegerische Tätigkeit (im engeren bzw. traditionellen Sinne des Wortes) sowohl linguistisch als auch sprachsozial unvertretbar machen. Zum einen eben deswegen, weil auf diese Weise statt wissenschaftlich haltbarer und abgesicherter Kenntnisse vielmehr – oft sehr alte – sprachliche Mythen reproduziert und

verbreitet werden. Und zum anderen deswegen, weil durch diese Qualifizierungen ganze Gruppen einer Sprachgemeinschaft stigmatisiert und für den aufgrund dieser Mythen schon seit Jahrhunderten immer wieder attestierten Verfallszustand der Sprache verantwortlich gemacht und beschuldigt werden. Auf diese Weise werden diese Mythen schließlich zur Grundlage einer – (auch) linguistisch nicht gerechtfertigten – sozialen Benachteiligung breiter Sprechergruppen (siehe dazu Abschnitt 3 sowie Maitz/Elspaß 2009, 69ff.).

Das Problem besteht hier grundsätzlich darin, dass die von Sprachpflegern angewandten Richtigkeits- bzw. Angemessenheitskriterien – soweit sie über das subjektive Sprachgefühl überhaupt hinausgehen – empirisch vielfach nicht begründet sind und der linguistisch bestätigten, realen Funktionsweise von menschlichen Sprachen strikt zuwiderlaufen. Sprachpfleger sprechen der Sprache in der Regel inhärente Eigenschaften zu, die sie aber in keiner ihrer Existenzformen besitzt und – wie die Ergebnisse linguistischer Forschung zeigen – auch nie besessen hat. So ist es z.B. immer wieder beobachtbar, dass Sprachpfleger die menschliche Sprache für eine Art Maschine halten, die – wenn ihre Benutzer sie nicht missbrauchen bzw. falsch bedienen – rational, ökonomisch und ‚logisch‘ funktioniert: Sie ist eindeutig, Redundanzen sind ihrer Natur grundsätzlich fremd und sie besteht ausschließlich aus Elementen, die für ihre Funktionsfähigkeit tatsächlich notwendig sind. Aufgrund dieser, auf die kartesianisch-rationalistische Denktadtition zurückführbaren Sprachauffassung wird dann tendenziell alles, ganz besonders aber jede sprachliche Innovation abgestempelt und abgelehnt, die vom Kürzeren zum Längeren oder vom Einfachen zum Komplizierten bzw. „Umständlichen“ führt:

(3) Allerdings ist »Ich denke« immer noch **besser als das umständliche** »Ich würde sagen« [...]. (Sick 2004, 157; Hervorhebung von mir – P.M.)

Aufgrund dieses Rationalitätsmythos kann der Sprachpflege auch alles zum Opfer fallen, was nicht zur besseren Verständlichkeit beiträgt (Sick 2004, 89), als nicht klar genug empfunden wird (89) oder irgendeiner der Sprache vermeintlich inhärenten Logik widerspricht (198). Im Gegenteil werden sprachliche Ausdrucksweisen begrüßt und empfohlen, wenn sie prägnant (48), klar (89), kurz oder direkt sind:

(4) Von allen Amerikanismen ist dies der **unsinnigste**. Auf Deutsch heißt es entweder „im Jahre 2005“ oder einfach nur „2005“. So begann der Zweite Weltkrieg 1939, nicht etwa *in* 1939. Endlich ist das Deutsche einmal **direkter** und **kürzer** als das Englische, prompt wird es von einem Amerikanismus verwässert. (Sick 2004, 157f.; Hervorhebung von mir – P.M.)

In diesem Zusammenhang muss schließlich auch die von Sprachpflegern vielfach ignorierte Tatsache hervorgehoben werden, dass sprachliche Zeichen, etwa Wörter, keineswegs nur eine Benennungsfunktion, sondern daneben auch eine essenzielle sozialsymbolische Funktion haben, indem sie soziale Positionen, Werte und Identitäten der Sprecher signalisieren. Angesichts der Ausblendung dieser sozialsymbolischen Funktion verwundert es dann auch nicht, dass sie Entlehnungen aus anderen Sprachen (wenn überhaupt, dann) nur in solchen Fällen für legitim halten, in denen sie Denotate bezeichnen, für die es keine bzw. keine für zufriedenstellend gehaltene native Bezeichnung gibt; ansonsten hält man sie – bestenfalls – für überflüssig bzw. unnötig:

(5) Und genauso ist es mit vielen Amerikanismen. Man fragt sich, wozu man sie braucht. (Sick 2004, 158)

Weiterhin kann man auch beobachten, dass sich Sprachpfleger bei ihren Ausführungen nicht selten auf Fragen des Ursprungs oder der Geschichte einer sprachlichen Struktur einlassen. Dies geschieht immer dann, wenn die ‚angemessene‘ Verwendung eines sprachlichen Ausdrucks an seiner ursprünglichen/alten/älteren Verwendungsweise gemessen wird. Genau dies tut auch Bastian Sick, wenn er die Verwendung des Ausdrucks *Sinn machen* mit folgender Begründung ablehnt:

(6) »Sinn« und »machen« passen einfach nicht zusammen. Das Verb »machen« [...] geht zurück auf die indogermanische Wurzel *mag-*, die für »kneten« steht. Das Erste, was »gemacht« wurde, war demnach Teig. Etwas Abstraktes wie Sinn lässt sich jedoch nicht kneten oder formen. (Sick 2004, 49; aus einer teilweise anderen Perspektive behandelt u.a. auch in Schneider 2005, 170f.)

Das Problem besteht hier nicht in der Einblendung sprachhistorischer Informationen an sich, denn die Einbeziehung sprachhistorischer Daten könnte – bei der notwendigen methodischen Sorgfalt – auch gegenwärtige Sprach- bzw. Sprachwandelphänomene zu verstehen und zu interpretieren helfen. Vielmehr entsteht das Problem erst dadurch, dass der Argumentation einer der geläufigsten, wenn auch am seltensten explizierten sprachlichen Mythen zugrundeliegt. Dieser Mythos besagt, dass die Wörter einer Sprache eine inhärente, von den Sprechern ganz und gar unabhängige Bedeutung haben. Diese inhärente Bedeutung wird in der Regel – wie auch im zitierten Beispiel – mit einer möglichst weit in der Vergangenheit zurückliegenden ‚ursprünglichen‘ Bedeutung identifiziert – und letztlich als die ‚richtige‘ dargestellt. Je mehr die aktuelle Bedeutung bzw. Verwendungsweise eines Wortes von der ‚ursprünglichen‘ abweicht, umso eher wird sie dann auch als ‚verdreht‘ bzw. ‚falsch‘ eingestuft. Der Mythos der

inhärenten Wortbedeutung begegnet aber auch in ahistorischen Argumentationen:

(7) Nicht jeder, der sein Brot in Forschung und Lehre verdient, hält es durch, ständig von »Studentinnen und Studenten« [...] zu sprechen. So machte man sich auf die Suche nach Pluralwörtern, die bereits beide Formen enthalten – und wurde auch fündig: Kurzerhand ersetzte man »Studentinnen und Studenten« durch »Studierende«. Das war deutlich kürzer und trotzdem noch politisch korrekt. Leider allerdings ein grammatikalischer Missgriff: »Studierend« ist nur, wer im Moment auch wirklich studiert [...]. (Sick 2004, 171)

Neben diesen logisch-rationalistisch und sprachhistorisch orientierten durchgängigen Fehlargumentationen sollte im Folgenden von den moralischen etwas ausführlicher die Rede sein. Den Grund dafür stellt die Tatsache dar, dass die sprachwissenschaftliche Kritik von sprachpflegerischen Aktivitäten bislang allzu sehr auf die ‚rein‘ linguistischen Aspekte der Problematik beschränkt war. Sprachpflege hat jedoch, besonders wo sie einen Zusammenhang zwischen Sprache und Moral herstellt, zentrale soziale und sprachpolitische Implikationen, die bis zu den sprachlichen Menschenrechten reichen und bislang kaum beachtet wurden.

4 Sprachpflege als Diskriminierungspraktik

Die diskursive Herstellung der Verbindung zwischen Sprache und Moral findet in der sprachpflegerischen Praxis auf zweifache Art und Weise statt. Einerseits dadurch, dass angebliche Sprachrichtigkeits- und -reinheitsdefizite bestimmter Sprechergruppen mit Verhaltens- bzw. Charakterdefiziten, im Kontext der Anglizismen etwa mit Snobismus, Gleichgültigkeit, Defaitismus etc., in Verbindung gebracht bzw. auf diese zurückgeführt werden (vgl. dazu etwa die Analysen in Maercker 2006, 225ff.). Und andererseits dadurch, dass Sprachpflege bzw. die Befolgung von sprachpflegerischen Richtigkeits- und Reinheitsregeln – die jedoch in keiner Weise mit sprachlichen Regeln gleichzusetzen sind – als moralische Pflicht eines jeden Sprechers dargestellt wird.⁸ Die Missachtung dieser Regeln erscheint demnach als eine selbst zu verantwortende Sünde gegen die gemeinsame Sprache/Kultur/Gesellschaft/Nation, die betroffenen Personen werden als „Sprach-sünder“, „Sprachverderber“, „Sprachverschmutzer“ o.ä. charakterisiert, die die Reinheit bzw. die Zukunft der gemeinsamen Sprache gefährden.

8 Als Beispiel für die Emotionalisierung und Moralisierung des – im Normal- und Idealfall spontan verlaufenden – Sprechens ein Zitat: „Geht mit Eurer Muttersprache liebevoll um! Ihr seid durch sie ins Leben eingeführt worden, und sie hilft Euch täglich, das Leben zu meistern.“ (Hoberg 2009, 32)

Worin hier das Problem besteht, dürfte aufgrund des vorher Gesagten bereits einleuchten: Vom Mythos des Sprachverfalls ausgehend und unter Berufung auf angebliche kollektive Interessen der Gesellschaft werden ganze Sprechergruppen systematisch und programmartig kritisiert und stigmatisiert, weil ihr Sprachgebrauch den kodifizierten (geschriebenen) Standardnormen sowie einer Reihe von mythen gesteuerten, von Sprachpflegern willkürlich aufgestellten sprachlichen Idealvorstellungen nicht entspricht. Und diese Art von Sprachpflege ist weder linguistisch noch sprachsozial zu verantworten. Denn sie stigmatisiert letztendlich Millionen von Muttersprachlern allein deswegen, weil sie ein Deutsch verwenden, das den gänzlich unrealistischen sprachlichen Idealvorstellungen einiger gebildeter Standardsprecher nicht entspricht. Ihre Abweichung von den gebildeten Standardnormen sowie den willkürlich aufgestellten sprachpflegerischen Idealvorstellungen wird als sprachliche Fehlleistung oder gar Charakterfehler dargestellt, wofür die Betroffenen – etwa nach Roggausch (2007, 528) – sehr wohl verantwortlich seien und wofür sie auch zu Recht verachtet werden.

Dagegen ist vieles einzuwenden. Erstens sei noch einmal betont, dass den von Sprachpflegern aufgestellten Sprachrichtigkeitskriterien wohl niemand entsprechen kann (auch Sprachpfleger selbst nicht), weil diese Kriterien mit der empirisch bestätigten, realen Funktionsweise von menschlichen Sprachen inkompatibel sind. Genau deswegen ist und war schon immer Sprachpflege ein lohnendes – und für manchen Sprachpfleger und den hinter ihm stehenden Verlag sogar äußerst lukratives – Geschäft. Solange man linguistische Laien unter Berufung auf angeblich gefährdete gemeinsame Werte und die notwendige fachliche Autorität vortäuschend vor entweder von vornherein unrealistische oder unklar definierte sprachliche Herausforderungen stellt, sie auf diese Weise verunsichert und an der Legitimität ihrer Sprachgebrauchsweise zweifeln lässt, kann man so gut wie sicher sein, dass sie sich vom so eingepflanzten sprachlichen Defizitgefühl geleitet auch im späteren immer wieder um sprachpflegerische Rat- und Hilfestellungen bemühen werden. In diesem Sinne lässt sich die Sprachpflege mit einem klassischen Fall der Werbewirtschaft vergleichen: Sie schafft Bedürfnisse oder – noch schlimmer – Probleme, die vorher keiner hatte.

Zweitens muss festgehalten werden, dass die von Sprachpflegern gestellten sprachlichen Richtigeitsanforderungen selbst in dem Fall unrealistisch und ungerecht wären, wenn es bei ihnen nur um Standardangemessenheit ginge. Bei zahlreichen Kindern ist die im Elternhaus als Muttersprache erlernte und gesprochene Varietät eine andere als die kodifizierte Standardvarietät. Von zentraler Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass diese als Erstsprache erworbenen und gesprochenen Varietäten (regionale Standards, Regionaldialekte oder auch Basisdialekte) nicht nur in struktureller, sondern auch in psycholinguistischer Hinsicht einen auto-

nomen Status besitzen. Sie stellen – im Sinne der von Herrgen und Schmidt vorgeschlagenen Begrifflichkeit (vgl. z.B. Schmidt 2010, 126ff.) – Vollvarietäten dar: Sie weichen nicht nur in ihrer Lexik vom kodifizierten Standard ab, sondern mehr oder weniger prägnant auch im Fundamentalebenebereich der sprachlichen Kompetenz, d.h. prosodisch-phonologisch und morphosyntaktisch. Daraus folgt aber auch, dass der Erwerb des Systems der kodifizierten Standardsprache für all diejenigen Sprecher, deren Erstsprache eine andere Varietät ist, nach dem Erreichen der kritischen Phase, des sog. *critical threshold*, auf einem quasi muttersprachlichen Niveau in den meisten Fällen nicht mehr möglich ist (vgl. Lenneberg 1967). Diese kritische Phase wird bereits in der Adoleszenz überschritten. Der Erwerb einer neuen Sprache bzw. Varietät ist danach in den meisten Fällen nur noch mit mehr oder weniger starken Mischungs-, Fossilisierungs- bzw. Pidginisierungseffekten besonders im lautlichen und morphosyntaktischen Bereich möglich (vgl. Trudgill 2009, 98ff.).⁹ Die Konsequenz hiervon in unserem Zusammenhang ist, dass die Standardkompetenz von all denjenigen Sprechern, deren prä-adoleszente Sprachsozialisation nicht standardkonform verlief, das Standardkompetenzniveau von standardsprachlich sozialisierten Menschen in der Regel von vornherein nicht erreichen kann. Die Rolle und die Konsequenzen der kritischen Phase sind in der Pidginistik und Kreolistik längst erkannt und – ohne die Sprecher von Pidgins und Kreols zu kritisieren und zu stigmatisieren – zur Kenntnis genommen worden. Nicht so aber in der Erforschung innerer Mehrsprachigkeit¹⁰ und im linguistisch gerechtfertigten und sozial gerechten sprachpolitischen Umgang damit – und schon gar nicht in der Sprachpflege. Wäre dies bereits geschehen, so wäre es wohl nicht möglich, den Sprachgebrauch von Sprechern, deren Muttersprache etwa eine mehr oder weniger regional markierte Varietät des Deutschen darstellt, an den (tendenziell norddeutschen) gebildeten Standardnormen zu messen und ihnen wegen angeblich unzureichender Sprachkompetenz Vorwürfe zu machen.

Vorwürfe, insbesondere moralische, dürften aber auch aus anderen Gründen nicht gemacht werden. Die Befolgung oder Ignorierung von Sprach-

9 Die unüberwindbaren Grenzen, die dem postadoleszenten Erwerb einer Zweitvarietät auch innerhalb ein und derselben historischen Gesamtsprache gesetzt sind, kann man tagtäglich bei zahlreichen Sprechern von diatopisch markierten Erstvarietäten beobachten – z.B. in Form von Code-shifting- oder Code-mixing-Phänomenen oder auch in Form von standardgerichteten Hyperkorrekturen. Zur Rolle von Letzteren in der Identifizierung und Abgrenzung von Varietäten vgl. Schmidt 2010.

10 In den letzten Jahren wurde und wird der Rolle der kritischen Phase und den daraus resultierenden Pidginisierungsprozessen beim Sprachwandel im interlingualen Sprachkontakt immer mehr Beachtung geschenkt. Dieser Aspekt scheint jedoch in dialektologisch-variationalinguistischen Arbeiten bis heute weitgehend vernachlässigt worden zu sein.

pflegern willkürlich aufgestellter Sprachgebrauchsregeln hat nämlich nichts mit Moral zu tun. Moralisch zumindest bedenklich ist im Gegenteil die Praxis von Sprachpflegern, die Befolgung solcher selbst erfundener Regeln zu einer moralischen Frage zu erheben, auf diese Weise ganze Sprechergruppen unter moralischen Druck zu setzen und in ihnen wegen einer Angelegenheit Schuldgefühle zu wecken, die moralisch völlig belanglos ist. Dies gilt selbst dann, wenn ‚gepflegtes Sprechen‘ oder ‚sprachliche Eloquenz‘ im harmlosesten Sinne des Wortes verstanden werden. Denn gepflegtes Sprechen oder Schreiben im ‚guten‘ Sinne des Wortes kann, wie auch Lanstyák (2007, 177) zu Recht bemerkt, in der Tat als Tugend gelten. Über eine Tugend nicht zu verfügen, ist aber keine Sünde und darf dementsprechend auch kein Grund für Stigmatisierung und Diskriminierung sein. Die institutionalisierte und programmartige Kritik und der Spott über den natürlichen Sprachgebrauch anderer kann nicht zuletzt auch das Recht der Person, ihre Sprache frei zu wählen, verletzen. Dieses Recht ist in verschiedenen internationalen Erklärungen – wie z.B. der *Allgemeinen Erklärung der Sprachenrechte* (AES 1996) – und auch in der deutschen Verfassung (Art. 3,3 GG) verankert und muss, so die Überzeugung des Verfassers dieser Zeilen, nicht nur für Minderheitensprachen, sondern genauso auch für die Varietäten einer historischen Einzelsprache gelten, selbst wenn dies in der gegenwärtigen Legislationspraxis noch nicht geschieht.¹¹ Die Stigmatisierung und die aus dieser Stigmatisierung resultierende soziale Benachteiligung etwa eines Nonstandardsprechers ist nämlich vom Prinzip her in keiner Weise legitimer als die Stigmatisierung und Diskriminierung des Sprechers einer Minderheitensprache. Im Gegenteil: Gerade diese institutionalisierte Stigmatisierungspraxis der Sprachpflege war und ist in hohem Maße auch für die seit langem beklagte schwindende regionale Vielfalt (auch) des Deutschen verantwortlich. Solange vom kodifizierten Standard oder gar vom subjektiven Stilempfinden weniger abweichende Sprachgebrauchsformen von Sprachpflegern – oder auch von Lehrern¹² – ohne weiteres

11 Dass dies aber wünschenswert wäre, wurde inzwischen erfreulicherweise auch schon von juristischer Seite erkannt, wie dies folgender Grundgesetz-Kommentar zeigt: „Typischerweise unmittelbar mit Heimat und Herkunft zusammenhängend, jedoch auch unabhängig davon gehört die Sprache zu den identitätsprägenden Merkmalen eines Menschen und ist in dieser Eigenschaft im Verhältnis von Minderheiten zu Mehrheiten erfahrungsgemäß schutzbedürftig. Deshalb wird hierunter allgemein die Muttersprache verstanden, zu der auch Dialekte zu zählen sind. Die in diesem Zusammenhang lösungsbedürftigen Probleme haben den engeren Bereich der hier u.a. betroffenen dänischen und jetzt auch sorbischen Minderheiten, aber auch den der ‚Gastarbeiter‘ seit langem hinter sich gelassen und sind auch in der verfassungsrechtlichen Judikatur und Literatur noch nicht hinreichend verarbeitet.“ (Sachs 2009, 231, Art. 3, Rdn. 298; Hervorhebung von mir – P.M.)

12 Inwiefern und auf welche Art und Weise die Schule maßgeblich dazu beiträgt, dass regional gebundene Erstvarietäten möglichst bereits im Kindesalter zugunsten der kodifizierten Standardnormen aufgegeben werden, wird z.B. in Davies 2006 beschrieben. Vgl. dazu

kritisiert, abgestempelt und korrigiert werden dürfen, soll man sich nicht wundern, wenn all diese ‚Normenopfer‘ (Terminus von Gloy, zit. nach von Polenz 1999, 230f.), d.h. die Personen, die diese Praxis immer wieder erleiden mussten, ihre Kinder bereits möglichst standardkonform erziehen werden, um ihnen diese Erfahrungen zu ersparen.

5 Eine mögliche Alternative: Sprachmanagement statt Sprachpflege

Im Sinne des bisher Gesagten scheint mir die linguistische und sprachsoziale Unvertretbarkeit sprachpflegerischer Tätigkeiten im Folgenden begründet zu sein: Die Grundidee und die Praxis der Sprachpflege beruhen auf einer Reihe von sprachlichen Mythen. Auf der Basis dieser Mythen stellen Sprachpfleger zwangsläufig durchgehend falsche Diagnosen zum aktuellen Sprachzustand auf, was in einem nächsten Schritt – wiederum zwangsläufig – falsche, ausgesprochen kontraproduktive Therapievorschlüsse zur Folge hat. Aufgrund unrealistischer Sprachrichtigkeitsvorstellungen werden bei großen Massen der Sprachgemeinschaft Sprachdefizite attestiert. Für diese angeblichen Defizite, die faktisch, d.h. linguistisch, nichts anderes als die aus der Heterogenität jeder natürlichen Sprache resultierenden Differenzen sind, werden dann all diese Sprecher stigmatisiert und – zumindest implizit – gleichzeitig auch für den diagnostizierten Sprachverfall beschuldigt. Sprachpflege im beschriebenen Sinne stellt somit einen eklatanten Fall des Linguizismus dar: Ihre institutionalisierte und nicht selten sogar staatlich subventionierte Praxis dient eindeutig der Legitimierung, Aufrechterhaltung und Förderung der ungleichen Machtverteilung zwischen sprachlich definierten Gruppen.

Im Gegensatz zu manchen diesbezüglichen Versuchen soll hier deshalb der Standpunkt vertreten werden, dass Sprachpflege wissenschaftlich nicht begründet werden kann und soll. Allein schon deswegen nicht, weil eine Sprache bzw. eine Varietät, deren Sprecher man ohne permanente Vorwürfe und ohne Spott sprechen lässt, nicht verfallen, auch nicht sterben kann und folglich nicht gepflegt werden muss. Ein erstes Plädoyer gilt daher dem Ausbrechen aus der organologischen Sprachverfallsmetaphorik, die letztlich selbst für die permanenten Sprachverfallsängste verantwortlich ist. Spätestens seit der Etablierung der kognitiven Metapherntheorie wissen wir

auch Löfflers (1998, 71) einschlägige ernüchternde Feststellung: „Selbst unter Dialektsprechern war diese Meinung [vom baldigen Tod der Dialekte – P.M.] verbreitet – allerdings nie in der Schweiz – und ganz besonders unter jenen Dialektsprechern, die es zu akademischen Ehren und damit zum Forscherdasein gebracht haben. Zu ihren sprachbiographischen Merkmalen gehörte es, dass sie sich spätestens zum Abitur oder allerspätestens in den ersten Studiensemestern das Dialektsprechen abgewöhnt hatten.“

ja, dass Metaphern dieser Art eine zentrale Rolle in unserer Wirklichkeitskonzeptualisierung spielen. Auch die konzeptuelle Metapher SPRACHE IST EIN ORGANISMUS strukturiert unser Sprachdenken und sie ist es auch, die unsere Wahrnehmung von Sprachwandel und Sprachvariation in eine grundsätzlich falsche Richtung lenkt. Aus dieser Metapher können wir aber nur dann ausbrechen, wenn auch wir Linguisten konsequent und fachgerecht vorgehen und die Sprachverfallsängste von linguistischen Laien nicht dadurch in den Griff zu kriegen versuchen, dass wir ihnen etwa sagen, die deutsche Sprache „wächst, blüht und gedeiht“ (Hoberg 2009, 25). Solche Behauptungen mögen zwar aus linguistischem Munde für manche tröstend klingen, doch sie sind letztlich genauso teleologisch und linguistisch inadäquat, wenn nicht gar sinnlos wie die Behauptung des Gegenteils. Ich schließe mich daher Peter Eisenberg (2009, 22) uneingeschränkt an, wenn er sich die rhetorische Frage stellt:

Sollen wir uns [den Sprachverfallsängsten – P.M.] entgegenstellen, indem wir von einer gesunden Sprache reden? Wir verteidigen damit das Deutsche, wir vermeiden aber nicht den Schluss, dass eine Sprache krank sein könnte. Auch wir wissen doch gar nicht, was damit gemeint wäre.

Wenn aber hier entschieden gegen Sprachpflege plädiert wird, so ist damit keinesfalls gemeint, dass es keine sprachlichen Probleme gäbe und geben könnte, bei deren Lösung sich nicht zuletzt auch Sprachwissenschaftler engagieren sollten. Auf jeden Fall soll aber hier der Standpunkt vertreten werden, dass es einzig und allein die realen sprachlichen Probleme der Sprecher sein dürfen, für deren Lösung sich auch die Sprachwissenschaft einsetzt, und nicht die Scheinprobleme, die von Sprachpflegern künstlich erzeugt werden.

In diesem Sinne gilt ein zweites Plädoyer für Sprachmanagement statt Sprachpflege, und zwar im Sinne der in Deutschland meines Wissens noch so gut wie unbekanntem Theorie des Sprachmanagements (*Language Management Theory*). Diese Theorie stellt eine komplexere, weiterentwickelte Version der Sprachplanungstheorie dar und wurde ab den 1970er Jahren von Jiří V. Neustupný und Björn H. Jernudd ausgearbeitet.¹³ In ihrem Mittelpunkt steht – im Gegensatz zur sprachpflegerischen Praxis – nicht der sprachliche Fehler, sondern das Konzept des Sprachproblems. Und als solches gilt ausschließlich jenes Problem, das in der alltäglichen Kommunikationspraxis tatsächlich Störungen oder Schwierigkeiten verursacht. Von zentraler Wichtigkeit im Sprachmanagement ist es also, dass die Identifi-

13 Die ausführliche Darstellung und Erläuterung der Theorie und ihrer Anwendungsmöglichkeiten ist im Rahmen dieses Aufsatzes natürlich nicht möglich. Daher sei hier lediglich auf die jüngeren grundlegenden Arbeiten von Jernudd 1993, Neustupný/Nekvapil 2003 und Nekvapil 2006 sowie zur weltweiten Anwendung der Theorie auf die Beiträge in Nekvapil/Sherman 2009 verwiesen.

zierung von Problemen nicht *a priori* erfolgt, sondern konsequent und ausschließlich *a posteriori*, aufgrund von Beobachtungen und gezielten Erhebungen. M.a.W. werden Sprachprobleme im Rahmen des Sprachmanagements erstens nicht von außen identifiziert und zweitens nicht deduktiv, aus irgendwelchen für universell gehaltenen Prinzipien wie Eindeutigkeit, Expressivität, Ökonomie, Regelkonformität o.ä. hergeleitet. Das, was ein Sprachproblem ist, stellt sich vielmehr erst und ausschließlich in konkreten Interaktionen, d.h. auf der Mikroebene der sozialen Prozesse, heraus. Und dies ist genau der Punkt, der das Sprachmanagement nicht nur von der Sprachpflege, sondern auch von der Sprachplanung grundsätzlich unterscheidet. Denn bei letzteren wird das zu lösende Problem nicht von den Sprechern, d.h. den Betroffenen selbst identifiziert, sondern ‚von oben‘, etwa von Sprachwissenschaftlern, Politikern oder Sprachpflegern. Es sei aber gleich hinzugefügt, dass die Sprachplanung – anders als die Sprachpflege – unabhängig von diesem Umstand reale sprachliche Probleme behandelt und zu lösen versucht, und seit den 1960er und 1970er Jahren spielte sie tatsächlich auch eine bedeutende Rolle besonders bei der Lösung der sprachlichen Probleme von der Kolonialherrschaft befreiter Völker (vgl. Kolláth/Lanstyák 2007, 475). Das induktive Vorgehen im Rahmen des Sprachmanagements hat schließlich auch den erheblichen Vorteil, dass Sprachprobleme nicht übergeneralisiert, d.h. nicht als allgemein und ‚objektiv‘ gegeben betrachtet werden: Was für eine konkrete Sprechergruppe problematisch ist, muss bei weitem nicht auch für eine andere Gruppe problematisch sein.

Das Sprachmanagement erfolgt in vier Phasen: (a) Registrierung, (b) Bewertung, (c) Planung der Korrektur und (d) Realisierung. Es stellt dementsprechend eine komplexe Tätigkeit dar, die zwangsläufig sehr verschiedene Ebenen der Gesellschaft – Schulen, Massenmedien, internationale Organisationen etc. – umfasst. Ohne auf weitere Details der Theorie und ihrer Anwendungsmöglichkeiten eingehen zu wollen, sei hier zum Schluss nur noch die enorme Bedeutung derjenigen zwei Aspekte hervorgehoben, die auch in unserem Zusammenhang von zentralem Belang sind: der empirischen Fundiertheit und der Problemorientiertheit sprachlenkender Tätigkeiten. Im Gegensatz zur Sprachpflege, deren Wesen die aufgrund von sprachlichen Mythen erfolgte Entdeckung von angeblichen ‚Fehlern‘ bildet, kann Sprachmanagement, das die realen Probleme von Sprechern aufgrund von sorgfältigen Beobachtungen und Befragungen ermittelt, tatsächlich von großem gesellschaftlichen Nutzen sein. Und auf der Folie des Problembegriffs der Sprachmanagementtheorie wird es schließlich auch klar, warum Sprachpflege keine problemlösende Tätigkeit, sondern vielmehr auch selbst ein dringend zu behebendes sprachliches Problem darstellt. Es ist nämlich offensichtlich, dass die unzähligen ‚Fehler‘, die im

Rahmen der Sprachpflege immer wieder entdeckt und kritisiert werden, für die Sprecher selbst in aller Regel keinerlei Kommunikationsschwierigkeiten verursachen. Zu einem Problem für die Sprecher werden diese ‚Fehler‘ vielmehr erst dadurch, dass sie aus linguistischer Unkenntnis und/oder sprachlicher Intoleranz heraus von Sprachpflegern zu solchen erklärt werden (vgl. Kolláth/Lanstyák 2007, 474).

Literatur

- AES (1996): *Allgemeine Erklärung der Sprachenrechte*. Barcelona. <http://www.unesco.org/cpp/uk/declarations/linguistic.pdf>.
- Bauer, Laurie/Trudgill, Peter (1998): Introduction. In: Laurie Brauer/Peter Trudgill (Hgg.): *Language Myths*. London, S. xv-xviii.
- Bär, Jochen A. (2002): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30, S. 222-251.
- Bär, Jochen A. (2003): Spracharbeit, revidiert. Erwiderung auf: W.P. Klein *Darf man wirklich?* In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 31, S. 99-104.
- Davies, Winifred (2006): Normbewusstsein, Normkenntnis und Normvarianz von Deutschlehrkräften. In: Eva Neuland (Hg.): *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Deutschunterricht*. Frankfurt a.M., S. 483-491.
- Eisenberg, Peter (2006): Gesotten und gesiedet. Das kuriose Deutsch der Sprachentertainer. In: *Süddeutsche Zeitung*, 11. November 2006, S. 17.
- Eisenberg, Peter (2008): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch. In: Marek Konopka/Bruno Streckler (Hgg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York, S. 53-69.
- Eisenberg, Peter (2009): Krank, unreif, weniger gut? Sprachwissenschaftler reden über Sprache. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 56.1, S. 16-22.
- Grimes, Barbara F. (Hg.) (2000): *Ethnologue: Languages of the World*. 14. Aufl. Dallas.
- Hammer, Svenja (2007): Rezension zu: Sick, Bastian: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Folge 3: Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln: Kiepenhauer & Witsch 2006 (= KiWi 958). In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 34.2/3, S. 306-307.
- Hoberg, Rudolf (2009): Die deutsche Sprache wächst, blüht und gedeiht. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 56.1, S. 24-34.
- Hoberg, Rudolf/Eichhoff-Cyrus, Karin/Schulz, Rüdiger (Hgg.) (2008): *Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen? Eine repräsentative Umfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache*. Mannheim.
- Jernudd, Björn H. (1993): Language planning from a management perspective: An interpretation of findings. In: Ernst Häkon Jahr (Hg.): *Language Conflict and Language Planning*. Berlin/New York, S. 133-142.
- Kirkness, Alan (1984): Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin/New York, S. 290-299.
- Klein, Wolf Peter (2002): Darf man wirklich? Einwürfe zu: J.A. Bär, Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache (ZGL 30.2, 222-251). In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30, S. 396-401.
- König, Werner (2008): Spricht man in Norddeutschland ein besseres Hochdeutsch? In: *Waseda-Blätter* 15, S. 45-64.

- Kolláth, Anna/Lanstyák, István (2007): Nyelvi probléma. In: Attila Benő/Emese Fazakas/Sándor Szilágyi N. Kolozsvár (Hgg.): *Nyelvek és nyelvváltozatok. Köszöntő kötet Péntek János tiszteletére*. Bd. 1. Hg. von, S. 471-493.
- Krauss, Michael E. (1992): The world's languages in crisis. In: *Language* 68.1, S. 4-10.
- Lanstyák, István (2007): A nyelvi tévhitekről. In: Ágnes Domonkosi/István Lanstyák/Ildikó Posgay (Hgg.): *Műhelytanulmányok a nyelvművelésről*. Dunaszerdahely/Budapest, S. 154-173.
- Law, Claudia (2007): *Sprachratgeber und Stillehren in Deutschland (1923-1967). Ein Vergleich der Sprach- und Stilauffassung in vier politischen Systemen*. Berlin/New York.
- Löffler, Heinrich (1998): Dialekt und regionale Identität. Neue Aufgaben für die Dialektforschung. In: Peter Ernst/Franz Patocka (Hgg.): *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag*. Wien, S. 71-85.
- Lenneberg, Eric (1967): *Biological Foundations of Language*. New York.
- Maercker, Patrizia (2006): Das Sprachverfallsdenken und seine Institutionalisierung. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2, S. 206-237.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2009): Sprache, Sprachwissenschaft und soziale Verantwortung – wi(e)der Sick. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 36.1, S. 53-75.
- Nekvapil, Jiří (2006): From language planning to language management. In: Ulrich Ammon/Klaus J. Mattheier/Peter H. Nelde (Hgg.): *Sociolinguistica. Internationales Jahrbuch für europäische Soziolinguistik*. Bd. 20: *Perspektiven der Soziolinguistik*. Hg. von Tübingen, S. 92-104.
- Nekvapil, Jiří/Sherman, Tamah (Hgg.) (2009): *Language Management in Contact Situations. Perspectives from Three Continents*. Frankfurt a.M.
- Neustupný, Jiří/Nekvapil, Jiří (2003): Language management in the Czech Republic. In: *Current Issues in Language Planning* 4, S. 181-366.
- Polenz, Peter von (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Roggasch, Werner (2007): Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 34.5, S. 527-530.
- Roggasch, Werner (2009): Repliken reizen. Neuerliche Entgegnung auf Péter Maitz und Stephan Elspaß. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 36.1, S. 76-82.
- Sachs, Michael (Hg.) (2009): *Grundgesetz. Kommentar*. 5. Aufl. München.
- Sándor, Klára (Hg.) (2001): *Issues on Language Cultivation*. Szeged.
- Schmidt, Jürgen Erich (2010): Die modernen Regionalsprachen als Varietätenverbände. In: Peter Gilles/Joachim Scharloth/Evelyn Ziegler (Hgg.): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Frankfurt a.M., S. 125-143.
- Schneider, Jan Georg (2005): Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 1, S. 154-177.
- Schneider, Jan Georg (2009): Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand. In: *Der Deutschunterricht* 5, S. 22-32.
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Sick, Bastian (2005): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Sick, Bastian (2006): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3: Noch mehr aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln.
- Skutnabb-Kangas, Tove (1988): Multilingualism and the education of minority children. In: Tove Skutnabb-Kangas/Jim Cummins (Hgg.): *Minority Education: From Shame to Struggle*. Clevedon/Philadelphia, S. 9-44.

- Skutnabb-Kangas, Tove/Phillipson, Robert (1989): ‚Mother tongue‘: the theoretical and socio-political construction of a concept. In: Ulrich Ammon (Hg.): *Status and Function of Languages and Language Varieties*. Berlin/New York, S. 450-477.
- Stukenbrock, Anja (2005): *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945)*. Berlin/New York.
- Trudgill, Peter (2009): Sociolinguistic typology and complexification. In: Geoffrey Sampson/ David Gil/Peter Trudgill (Hgg.): *Linguistic Complexity as an Evolving Variable*. Oxford, S. 98-109.

Dr. Péter Maitz
Universität Pécs
Germanistisches Institut
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs
E-Mail: mensaje30@hotmail.com